

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 92.

Berlin, Mittwoch den 2. August

1843.

Moldau und Wallachei.

Die Verwaltung der geistlichen und Schul-Angelegenheiten in der Wallachei.

An der Spitze der Geistlichkeit steht zwar der Erzbischof, Metropolit der Wallachei, zu Bucharest, der von der General-Versammlung der Stände erwählt, von dem Fürsten bestätigt und kanonisch von dem Patriarchen zu Konstantinopel anerkannt wird; dennoch aber stehen alle geistliche Angelegenheiten unter einem besonderen Minister, wogegen der Metropolit als Präsident der Stände-Versammlung an der weltlichen Regierung Theil hat. Seine geistliche Gerichtsbarkeit erstreckt sich nicht bloß über die ganze Wallachei, sondern auch über die in Ungarn befindlichen orthodoxen Griechischen Kirchen. Er ist zugleich Bischof über 7 Kreise und unterhält in Bucharest ein Seminar mit 40 Freistellen. In der Kathedrale ist der Leichnam des heiligen Demeter, des Schutzpatrons von Bucharest. Unter ihm steht der Bischof von Rimnik (über 5 Kreise umfassend), der den Titel von Severinum führt, weil sein Sitz zuerst zu Turnonium Severine war; in dem dortigen Seminar sind 30 Freistellen; der Bischof von Buseo (über 4 Distrikte) hat 20 Freistellen, und der Bischof zu Argische (über 2 Distrikte) eben so viel Freistellen. Jeder Bischof ist Mitglied der Volks-Versammlung und hat einen geistlichen Rath, ein Priester-Kollegium unter einem Archimandriten zur Seite, welcher die geistliche Gerichtsbarkeit ausübt; der Protoskope der Diözese hat die Aufsicht über die Geistlichkeit, die Archimandriten über die Klöster. Der Metropolit sowohl als die Bischöfe haben über ihre Einkünfte durch Vermittelung des geistlichen Ministers Rechnung zu legen.

In diesem Ministerium hat die erste Abtheilung die Verwaltung der Kloster-Güter und die Verwendung ihrer Einkünfte zu bearbeiten; die zweite die Angelegenheiten der Seminararien und der gewöhnlichen Ceremonien; die dritte die Angelegenheiten aller wohlthätigen Anstalten und Schulen. Im Allgemeinen hat das Ministerium die Pflicht, darauf zu sehen, daß die Geistlichkeit einen vorwurfsfreien Wandel führe und sich nicht von den alten Gebräuchen entferne. Keine Ordination eines Geistlichen darf erfolgen ohne Bericht des Ministers an den Fürsten und ohne vorgängige Verständigung darüber mit dem Metropoliten.

Zu den Obliegenheiten des Kultus-Ministers gehört auch die Aufsicht über die Geburts- und Sterbe-Register, welche von den Präsidenten der Gerichte erster Instanz geprüft und dann in den Archiven der Bischöfe aufbewahrt werden müssen.

Die Kloster-Güter werden auf 3 Jahr in Gegenwart des Metropoliten und des Ministers verpachtet; aus den Einkünften derselben muß ein gewisser Theil in die Central-Kasse abgeliefert werden, woraus schlecht dotirte Kirchen unterhalten werden, besonders aber die Schulen und die Wohlthätigkeits-Anstalten. Aus diesem Grunde findet sich in dem Budget des Fürstenthums kein Fond für die Schulen.

Das Schulwesen steht unter einer Ephorie oder Kuratel von 6 Mitgliedern. Unter derselben steht in jedem Kreise ein Aufsichts-Comité, aus einem Präsidenten (dem Kreishauptmann oder Präsektion) bestehend und zwei aus den Einwohnern der Stadt gewählten Mitgliedern, welche die Schulen des Bezirks zu überwachen haben. Ein besonderes Schul-Reglement bestimmt, daß Primair- und Volks-Schulen, Mittel-Schulen oder Gymnasien und Spezial-Schulen eingerichtet werden sollen.

Die Volks-Schulen haben drei Klassen, und aus der höchsten geht der Zögling auf das Gymnasium mit 6 Klassen über. Wer aber den wissenschaftlichen Unterricht nicht verfolgen will, für den ist durch eine vierte Klasse der Volks-Schulen gesorgt, in der für Gewerbe aller Art nützliche Kenntnisse gelehrt werden; so daß damit der Zweck unserer höheren Bürgerschulen erreicht wird.

In den Gymnasien wird Französisch, Lateinisch und Griechisch gelehrt; die letzte Sprache ist aus der Zeit der Janarioten-Fürsten hier so gewöhnlich, daß alle Damen, welche einigen Unterricht gehabt haben, den Homer und andere Klassiker lesen mußten, indem nie Unterricht im Neu-Griechischen — als einer lebendigen Sprache, sondern lediglich im Alt-Griechischen gegeben ward; aus diesem Grunde können auch viele derselben nicht Wallachisch lesen, wenn sie auch noch so gut Französisch lesen und Deutsch sprechen. Auch Geographie und Geschichte gehören in den Lehr-Plan dieser Gymnasien, so wie Linear-Zeichnung.

Der höhere Unterricht, der sogenannten Supplementair-Klasse, umfaßt die Literatur der genannten Sprachen, die Philosophie, Physik, Chemie und

Mathematik; eine Art von philosophischer Fakultät vorstellend. Eine zweite Klasse ist für das Rechts-Studium des Landes bestimmt, und eine dritte für die auf das Genie-Wesen angewandte Mathematik, worunter hier das allgemeine Baufach verstanden wird.

Diese höhere Lehr-Anstalt, für welche auf Deutschen Universitäten Lehrer, namentlich jetzt drei Zöglinge in Berlin, ausgebildet werden, befindet sich in dem Kollegium zu S. Sava zu Bucharest, welches 1778 von dem Fürsten Ipsilanti erbaut ward, am die Griechische Sprache an 100 junge Leute zu lehren, bis 1816 Doktor Lazar zuerst anfing, hier eine Lehr-Anstalt in Wallachischer Sprache zu begründen. In demselben Kollegium befindet sich auch das Gymnasium; in beiden Anstalten werden 657 Zöglinge von 18 Lehrern unterrichtet. Eine Bibliothek von 13,000 Bänden ist öffentlich, und ein Naturalien-Kabinet enthält zugleich Alterthümer des Landes, worüber ich besonders berichtet habe.

Ein zweites Gymnasium befindet sich in der Hauptstadt der kleinen Wallachei, Krajowa, mit 317 Schülern. Für den Unterricht der Volks-Schullehrer sind Normal-Schulen, für jeden Kreis eine, eingerichtet, in welcher 1732 Zöglinge Unterricht erhalten. Die Anzahl der die Volks-Schulen besuchenden Kinder beläuft sich auf 41,639. Jedes Dorf über 30 Familien soll eine eigene Schule haben; jetzt schon sind 2107 eingerichtet, wo in 2 Klassen Lesen, Schreiben und Rechnen nebst dem Katechismus gelehrt wird. In den Normal-Schulen ist eine dritte Klasse für Geographie, Grammatik und Religion; nur im Winter besteht die Pflicht der Aeltern, die Kinder in die Schule zu schicken.

In dem Kollegium von S. Sava befindet sich ein Pensionat von 48 Zöglingen, unter denen 12 auf Kosten des Staats zu Lehrern für die verschiedenen Schulen herangebildet werden.

Die Central-Kasse der Klöster hat für den öffentlichen Unterricht jährlich 350,000 Piaster (zu 3 Sgr.) ausgeworfen.

Auch mehrere Privat-Erziehungs-Anstalten, meist von Franzosen eingerichtet, werden vom Staate unterstützt. Die Zahl aller die Schulen besuchenden Zöglinge beträgt 47,577.

Die Wohlthätigkeits-Anstalten sind bedeutender, als man in diesem Fürstenthume erwarten sollte. Das Hospital von Colga, von dem Spatar Kantakuzeno 1713 gestiftet, enthält 60 Kranke aller Nationen und Religionen, das von dem Fürsten Ghika 1752 gestiftete Hospital S. Pantelemon 36 Betten, und das 1813 gestiftete Hospital der Philanthropie 30. Jeder Arme wird hier umsonst sehr gut verpflegt, und die fremden Konsuln haben sich nur für erkrankte Fremde zu verwenden, so erfolgt sofort die Aufnahme. In dem Hospital Pantelemon ist zugleich eine Entbindungs-Anstalt mit einer Hebammen-Schule verbunden; mit dem von Colga eine Chirurgen-Lehr-Anstalt. Das Militär-Hospital hat 130 Betten, ein gleiches zu Krajowa 30. Das Hospital Branfovan hat seine eigene stiftungsmäßige Aufsicht und kann 60 Kranke aufnehmen. Die anderen Civil-Hospitäler stehen unter einer Ephorie der Wohlthätigkeits-Häuser angeordnet, welche

- 1) ein Findelhaus für 476 Kinder unterhält;
- 2) ein Bettlerhaus, wo 48 Arme unterhalten und 44 Familien mit Geld unterstützt werden, auch jährlich zu Ostern einen neuen Anzug erhalten;
- 3) die Armen-Unterstützungs-Kasse giebt 700 Unglücklichen zu Bucharest eine mehr oder weniger bedeutende Beisteuer.

Endlich gehört hierher noch das Waisen-Amt, bestehend aus dem Metropoliten, dem Kultus-Minister und einem dritten von der Regierung ernannten Mitgliede; diese Behörde hat nicht nur für die Vermögens-Verwaltung, sondern auch für die Erziehung der Waisen-Kinder zu sorgen. Reigebaur.

England.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Elisa Abell.

(Fortsetzung.)

Wir kehrten dieselbe Nacht noch nach den Briars zurück, um von Napoleon zu sprechen und zu träumen. Am folgenden Morgen nahmen wir eine große Kavalkade wahr, die sich längs dem Pfade um den Berg zog, an dessen Fuß sich unsere liebe kleine Hütte in ihrem laubigen Neste verbarg. Der Effekt dieses Zuges war sehr malerisch. Er bestand aus fünf Reitern, die, den Bindungen der Bergstraße folgend, einen Augenblick in den Strahlen der Sonne hervorglänzten und durch den düsteren Hintergrund in ein helles Licht

geworfen wurden — dann plötzlich verschwanden, bis sie nach einer neuen Biegung des Pfades wieder auftauchten. Mitunter sahen wir nur einen einzigen Federbusch, oder den Schimmer von Waffen in der Sonne. Meiner aufgeregten Phantasie stellte sich das Bild einer ungeheuren Schlange mit glänzenden Schuppen dar, die langsam auf unsere glückliche Wohnung zukroch.

Wir waren noch in Zweifel, ob Napoleon bei der Gesellschaft sey. Wir hatten schon gelernt, uns nach seinem grauen Ueberrock und kleinen dreieckigen Hut umzuschauen, aber wir konnten keine solche Kleidung unterscheiden, obgleich unser Fernrohr in beständigem Gebrauch war. Jeder dachte, daß es ihm eher gelingen würde, den Gegenstand unserer Neugier zu entdecken. Endlich rief einer von uns: „Ich sehe eine Figur mit einem kleinen dreieckigen Hut, aber ohne Ueberrock“ — und wir schlossen sogleich, daß dies der Kaiser sey. Wir vermutheten, daß er sich auf dem Wege nach Longwood befinde, um seinen künftigen Aufenthaltsort zu befehen.

Um zwei Uhr desselben Tages besuchten uns Herr O'Meara und der Doktor Warden und wurden mit Fragen über Bonaparte befürt. Sie schilderten ihn als höchst liebenswürdig und anziehend im Umgang und versicherten uns, daß wir von ihm bezaubert seyn würden. Ihre Beurtheilungen waren aber alle für mich weggefallen: ich konnte nur mit Furcht und Zittern an ihn denken. Als sie uns verließen, wiederholten sie noch, daß sich unsere Meinung von Napoleon ganz ändern würde, sobald wir ihn gesehen und gesprochen hätten.

Um vier Uhr Abends erschienen dieselben Reiter wieder, die wir am Vormittag auf ihrem Wege nach Longwood bemerkt hatten. Sobald sie den Eingang des engen Passes erreichten, der nach den Briars führt, hielten sie an, und nach kurzer Ueberlegung stiegen sie zu meinem Schrecken den Berg hinunter und näherten sich unserem Landhause. Soviel ich mich erinnere, empfand ich eine so gränzenlose Furcht, daß ich wegzulaufen wollte, um mich bis zu ihrer Entfernung zu vertheidigen: aber meine Mutter befahl mir zu bleiben und so gut Französisch zu sprechen, wie ich konnte. Ich hatte diese Sprache während eines Besuches gelernt, den wir einige Jahre zuvor in England machten, und da wir einen Französischen Domestiken hielten, so hatte ich das Erlernete nicht wieder vergessen.

Der Zug kam bei dem Gartenthore an, und da es keine Auffahrt nach dem Hause gab, so stiegen sie Alle vom Pferde, mit Ausnahme des Kaisers, der jetzt vollkommen sichtbar war. Er blieb im Sattel und ritt die Allee hinauf, wobei die Hufe seines Pferdes den Rasen unserer Grasflur zerstampften. Neben ihm ging von der einen Seite Sir George Cockburn, von der anderen der General Bertrand. Ich kann mir noch lebhaft das Gefühl von Schrecken, mit Bewunderung vermischt, zurückerufen, das mir der erste Anblick desjenigen einflößte, den ich so fürchten gelernt hatte. Sein Anstand zu Pferde war edel und Ehrfurcht gebietend. Er ritt ein prächtiges, kohlschwarzes Ros, und als das Thier stolz die Allee hinaufschritt, mit gekrümmtem Halse und an seinem Gebisse läuend, schien es mir würdig, den zu tragen, der einst fast ganz Europa beherrscht hatte. Da Napoleon's Gestalt sich zu Pferde größer ausnahm, so fehlte ihm nichts, um ihn in meinen Augen majestätischer erscheinen zu lassen, als irgend Jemand, den ich je gesehen. Er trug einen grünen, mit Orden bedeckten Rock: der Sattel und die Schabrade waren von rothem Sammet, reich mit Gold gestickt. Er stieg bei unserem Hause ab, und wir begaben uns Alle nach dem Eingang, um ihn zu empfangen. Sir George Cockburn stellte uns ihm vor. Beim näheren Anblick verlor Napoleon, dessen kleinerer Wuchs gegen die edle Gestalt und die aristokratische Miene Cockburn's abfiel, etwas von der Würde, die mich zuerst so ergriffen hatte. Er war todtenbleich, und obgleich kalt, unbeweglich und etwas streng, schienen seine Züge mir doch äußerst schön. Er setzte sich auf einen unserer Rohrsträhle, und nachdem er seinen Abscheu über das kleine Zimmer geworfen hatte, machte er meiner Mutter über die schöne Lage der Briars ein Kompliment. So wie er zu sprechen anfing, entfernten sein reizendes Lächeln und gütiges Wesen jede Spur der Furcht, mit der ich ihn betrachtet hatte. Während er sich mit der Mutter unterhielt, hatte ich Gelegenheit, seine Züge genau zu prüfen, und gewiß habe ich nie eine so merkwürdige und frappante Physiognomie erblickt. Die Portraits, die wir von ihm besitzen, geben wohl einen allgemeinen Begriff von seinen Zügen, aber sein Lächeln und den Ausdruck seines Auges konnte man nicht auf der Leinwand festhalten, und dieses bildete gerade den eigenthümlichen Zauber Napoleon's. Sein Haar war dunkelbraun und so weich und glatt wie das eines Kindes — etwas zu sehr für einen Mann, da es hierdurch ein dünnes Ansehen erhielt. Seine Zähne waren eben, aber ein wenig dunkel, was, wie ich später fand, von seiner Gewohnheit herührte, Lakritz zu essen, wovon er stets einen Vorrath in der Westentasche bei sich trug.

Die Briars schienen den Kaiser sehr anzusprechen, und er äußerte seinen Wunsch, hier zu bleiben. Mein Vater hatte dem Admiral Zimmer in seiner Wohnung angeboten, und dieser gab sogleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen, sie an den General Bonaparte abzutreten, da ihm die Lage so außerordentlich gefiel. Es wurde also zu Napoleon's Zufriedenheit festgesetzt, daß er unser Gast bleiben sollte, bis seine Residenz zu Longwood im Stande wäre, ihn aufzunehmen.

Unsere Familie bestand zu dieser Zeit aus meinem Vater, meiner Mutter, einer älteren Schwester, mir selbst und meinen beiden Brüdern, die noch völlig Kinder waren. Napoleon war entschlossen, sich nicht wieder nach der Stadt zu begeben, und wünschte, daß man die Zimmer sogleich für ihn einrichten möchte. Einige Stühle wurden sodann auf sein Ansuchen nach dem Rasenplatz hinausgebracht, und nachdem er sich auf einen derselben niedergelassen, winkte er mir, einen anderen zu nehmen, was ich mit klopfendem Herzen that. Dann sagte er: „Sie sprechen Französisch? — Ich antwortete

bejahend, worauf er mich fragte, von wem ich es gelernt habe? Nachdem ich ihm darüber Auskunft ertheilt hatte, fuhr er fort, mich über meine Studien, besonders über die Geographie, auszufragen. Ich mußte ihm die Hauptstädte der verschiedenen Europäischen Länder nennen. „Wie heißt die Hauptstadt von Frankreich?“ — Paris. — „Von Italien?“ — Rom. — „Von Rußland?“ — Petersburg jetzt, erwiderte ich, früher aber Moskau. Bei diesen Worten wandte er sich plötzlich um, heftete seine durchbohrenden Augen auf mein Gesicht und fragte mit strenger Stimme: Qui l'a brûlé?

Der Ausdruck seines Auges und sein veränderter Ton riefen mir alle meine früheren Schrecknisse zurück, und ich konnte nicht eine Silbe hervorbringen. Ich hatte oft von dem Brande von Moskau gehört und war bei Diskussionen zugegen, ob ihn die Franzosen oder Russen angezündet hätten, weshalb ich ihn durch die Erwähnung desselben zu beleidigen fürchtete. Er wiederholte seine Frage, und ich stotterte: Ich weiß es nicht. — „Ja, ja“, entgegnete er, ein Gelächter ausschlagend, „Sie wissen es recht gut — ich habe es verbrannt.“ — Da ich ihn lachen sah, faßte ich wieder Muth und sagte: „Ich glaube, Sire, die Russen haben es verbrannt, um die Franzosen los zu werden.“ Er lachte wieder und schien sich zu freuen, daß ich etwas von der Sache wußte.

Die Vorbereitungen, die wir zu seiner Aufnahme machten, mußten natürlich in der größten Eile stattfinden, und während wir uns bemühten, Alles herbeizuschaffen, was wir zu seiner Bequemlichkeit nöthig hielten, vertrieb er sich die Zeit mit einem Spaziergang durch die Plantage und den Garten. Gegen Abend kehrte er nach dem Hause zurück, und da es meinem Vater und meiner Mutter schwer wurde, sich Französisch auszudrücken, welche Sprache damals in England viel weniger getrieben wurde, als jetzt, so wandte er sich wieder zu mir und fragte mich, ob ich die Musik liebte? mit dem Zusatz: „Sie sind zu jung, um selbst zu spielen.“ — Etwas empfindlich über diese Bemerkung, sagte ich ihm, daß ich sowohl singen als spielen könnte. Er bat mich hierauf, ihm etwas vorzusingen, und ich sang, so gut es gehen wollte, das Schottische Lied: Ye banks and braes of bonny Doon. Als ich zu Ende war, äußerte er, es sey dies die schönste Englische Melodie, die er je gehört habe. Ich erwiderte, daß es eine Schottische Ballade und keine Englische sey; worauf er bemerkte, sie wäre für eine Englische zu hübsch. „Ihre Musik ist elend“, fügte er hinzu, „die schlechteste in der Welt.“ Er erkundigte sich dann, ob ich einige Französische Lieder wüßte — unter anderen: Vive Henri Quatre. Ich verneinte dieses; er fing an, die Melodie des Liedes zu trällern, stand auf und marschirte nach dem Takte desselben um das Zimmer. Als er fertig war, fragte er, was ich davon halte? — „Es gefällt mir gar nicht“, war meine Antwort, „ich kann die Melodie nicht unterscheiden.“ — Napoleon's Stimme war in der That sehr unmusikalisch, und er schien mir auch kein Ohr für die Musik zu besitzen; denn weder bei dieser Gelegenheit noch bei seinen späteren Versuchen im Singen konnte ich je entdecken, welche Melodie er eigentlich vortragen wollte. Dessenungeachtet war er ein trefflicher Musikkenner (wenn es einer Engländerin verstattet ist, hierüber ein Urtheil zu äußern, nachdem er uns allen Sinn für diese Kunst abgesprochen) — wahrscheinlich deshalb, weil er immer die ausgezeichnetsten Virtuosen gehört hatte. Er äußerte einen großen Widerwillen gegen die Französische Musik, die er für beinahe eben so schlecht erklärte, wie die Englische; die Italiäner seyen das einzige Volk, das eine Oper hervorbringen könne.

Eine Freundin von uns, die uns oft auf unserem Landgut besuchte, hatte eine große Vorliebe für den Italiänischen Gesang, den sie in der That „nicht weislich, doch nur zu wohl liebte“, denn ihre eigenen Versuche in Bravour-Arien waren die lächerlichste Burleske, die man sich denken kann. Napoleon forderte sie jedoch immer zum Singen auf und hörte ihr sogar mit vieler Artigkeit zu; wenn sie aber nicht zugegen war, so ließ er mich oft ihr Singen nachahmen, was ihn sehr zu belustigen schien. Er schloß dann die Augen und stellte sich, als ob er mich für Mrs. °°°, unsere abwesende Freundin, halte, und machte mir dieselben Komplimente, die er an sie zu richten pflegte.

Der Kaiser zog sich bald nach meinem kleinen Versuch, ihn zu unterhalten, in sein Schlafzimmer zurück, und so endete sein erster Tag in the Briars. Es steht leider nicht in meiner Macht, einen detaillirten Bericht über die Vorfälle jedes einzelnen Tages abzufassen, den der Kaiser bei uns zubrachte. Ich werde es immer bereuen, daß ich kein Journal über Alles hielt, was sich damals ereignete; aber ich war zu jung und zu sorglos, um den Nutzen eines solchen Verfahrens einzusehen. Ich verließ mich außerdem auf ein von Natur höchst treues Gedächtniß, das, wie ich glaubte, mich in den Stand setzen würde, zu jeder Zeit auch den kleinsten mit Napoleon verknüpften Umstand zurückzurufen. Hierin habe ich mich jedoch getäuscht. Ein wechselvolles Leben hat die Erinnerung an Scenen ausgelöscht, die ich nie zu vergessen meinte, und wovon mir nur das Bewußtseyn ihrer Existenz und die Unmöglichkeit, sie wiederzugeben, übrig bleibt. Viele von den Umständen, die ich hier mittheile, wurden indeß bald nachher von mir niedergeschrieben, und die anderen sind durch öfteres Wiedererzählen in mein Gedächtniß eingepreßt worden: so daß die Leser sich auf völlige Wahrheit und Treue meines Berichts verlassen können — eine Betrachtung, der ich jede andere aufgeopfert habe. Ich beabsichtige also nicht, ein Tagebuch von Allem zu liefern, was Napoleon während seines Aufenthalts in den Briars sagte und that; so weit es möglich ist, werde ich jedoch die Ereignisse in chronologischer Ordnung anführen.

Während Napoleon bei uns blieb, waren seine Gewohnheiten sehr einfach und regelmäßig; er pflegte um acht Uhr aufzustehen und, außer einer Tasse Kaffee, bis eins nichts zu genießen — dann frühstückte er, dinierte um acht und zog sich gegen elf in seine Zimmer zurück. Sein Benehmen war so ungezwungen gütig und liebenswürdig, daß ich mich nach einigen Tagen ganz an den Umgang mit ihm gewöhnte und ihn mehr wie einen Spiellame-

raben von meinem eigenen Alter behandelte, als wie den mächtigen Krieger, vor dessen Namen die Welt erbleichte. Seine Stimmung war sehr heiter, und er zeigte sich mitunter fast knabenhaft in seiner ausgelassenen Laune, die nicht ohne eine kleine Beimischung von Schadenfreude war.

Bald nach seiner Ankunft stattete uns ein kleines Mädchen, Miss Legg, die Tochter eines Freundes, einen Besuch ab. Die arme Kleine hatte so fürchterliche Geschichten über Bonaparte gehört, daß sie sich in einem Paroxysmus von Schrecken an mich festklammerte, als ich ihr sagte, daß er die Allee heraufkäme. Die Angst vergessend, die ich früher selbst empfunden hatte, war ich grausam genug, zu Napoleon hinzulaufen und ihm den Schrecken des Kindes mitzutheilen, mit der Bitte, nach dem Hause zu kommen. Er ging auf sie zu, streich sich das Haar über die Stirn, schüttelte den Kopf, schnitt ein fürchterliches Gesicht und stieß ein wildes Geheul aus. Die Kleine schrie so heftig, daß meine Mutter fürchtete, sie würde Krämpfe bekommen: sie beeilte sich also, sie aus dem Zimmer zu bringen. Napoleon lachte über den Einfall, einen solchen Pöppel aus ihm zu machen, und wollte kaum glauben, daß ich eben solche Angst vor ihm empfunden habe. Nach diesem Gesändnisse suchte er mich auf eine ähnliche Weise einzuschüchtern, wie die arme kleine Miss Legg, indem er das Haar aufstreich und das Gesicht verzerrte; aber sein Anblick war mehr grotesk als schrecklich, und ich lachte nur darüber. Als letztes Mittel versuchte er das Geheul, aber mit eben so wenig Erfolg — was ihn etwas aufzubringen schien. Er sagte mir, das Geheul sey kosakisch, und es war in der That barbarisch genug.

Er machte sich in dieser Zeit sehr viele Bewegung und stellte gern Spaziergänge an, um das Thal und den angränzenden Berg zu erforschen. Eines Abends wanderte er, von dem General Gourgaud, meiner Schwester und mir begleitet, nach einer Biese, auf der einige Kühe weideten. Eine von diesen bückte, sobald sie unsere Gesellschaft wahrnahm, den Kopf, erhob den Schweif und rannte à pas de charge gegen den Kaiser. Er machte einen schnellen und geschickten Rückzug, indem er mit vieler Behendigkeit über die Mauer sprang und diese Scheidewand zwischen sich und den Feind stellte. Der General Gourgaud hielt jedoch tapfer Stand und warf sich, den Degen ziehend, zwischen die Kuh und seinen Monarchen, mit dem Ausruf: „Dies ist das zweite Mal, daß ich dem Kaiser das Leben rette!“ — Napoleon lachte herzlich, als ihm diese Prahlerei des Generals hinterbracht wurde, und sagte: „Er hätte eine Position nehmen sollen, um einen Kavallerie-Angriff abzuschlagen.“ Ich bemerkte, daß die Kuh ruhig stehen blieb, sobald er sich entfernt hatte; dies vermehrte seine Heiterkeit, und er entgegnete: „Sie wollte der Englischen Regierung die Mühe und Kosten meines Unterhalts ersparen.“

Der Kaiser bewohnte in unserem Hause ein Zimmer, das mein Vater bei seiner Erbauung zum Ballsaal bestimmt hatte. Vor demselben befand sich ein kleiner umgitterter Rasenplatz, auf welchem ein Zelt aufgeschlagen und durch einen bedeckten Gang mit dem Hause verbunden war. Dieses Zelt war in zwei Gemächer abgetheilt, wovon das innere Napoleon's Schlafkammer bildete, und in einer Ecke des äußeren stand ein kleines Feldbett mit grünseidenen Vorhängen, in welchem der General Gourgaud schlief. Dieses Bett war von dem Kaiser auf allen seinen Feldzügen gebraucht worden. Zwischen den beiden Abtheilungen des Zeltes hatten seine treuen Anhänger eine Krone in dem Rasen ausgeschnitten, die sich in einer solchen Lage befand, daß der Kaiser nicht durchpassiren konnte, ohne den Fuß auf dieses Zeichen königlicher Würde zu setzen.

Napoleon zeigte keine Vorliebe für die Freuden der Tafel. Er lebte sehr einfach und kümmerte sich wenig oder gar nicht um das, was er aß. Er speiste gegen neun Uhr, um welche Zeit Cipriani, sein Haushofmeister, vor ihn hintrat und mit einer tiefen Verbeugung in feierlichem Tone sagte: „*Le diner de Votre Majesté est servi*“; hierauf zog er sich, rückwärts gehend, zurück, gefolgt von Napoleon und denjenigen Personen aus seiner Suite, die mit ihm zu Mittag speisten. Sobald er fertig war, pflegte er seinen Stuhl von dem Tische wegzustoßen und den Speisesaal zu verlassen — als ob er froh wäre, daß es vorüber sey. Einige Tage nach meiner Ankunft lud er meine Schwester und mich ein, mit ihm zu speisen, und fing an, die Engländer wegen ihrer Vorliebe für „rosbil“ und Plumpudding aufzuziehen. Ich behauptete dagegen, daß die Franzosen von Fröschen lebten, und zeigte ihm die Karikatur eines langen, mageren Franzmanns, mit offenem Munde und ausgestreckter Zunge, an deren Spitze ein Frosch bereit stand, ihm die Gurgel hinunter zu hupfen — mit der Unterschrift: *A Frenchman's dinner* (das Mittagbrod eines Franzosen). Er lachte über meine Impertinenz und zupfte mich beim Ohr, wie er zu thun pflegte, wenn ihn mein kindischer Mutzwille unterhielt oder ihm auch wohl etwas lästig wurde. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Lady Chatterton's Reise im südlichen Frankreich und in den Pyrenäen.

Zweiter Artikel.

In den Pyrenäen angekommen, ließ sich Lady Chatterton durch ihre Kränklichkeit nicht abhalten, einige der höchsten Gipfel dieser schroffen Bergkette zu erklimmen. Wir wollen sie zuerst bei ihrer Besteigung des Port de Venasque begleiten. — „Wir stiegen an dem Rande eines Gießbachs hinauf, der sich einen Weg durch das Schneelager bahnt. Die Leute trugen mich in meinem Sessel über die Schneebrücke, da es leichter ist, auf diese Art fortzukommen, als durch den Strom zu waten; doch wurde meine Angst hierdurch sehr vermehrt, indem ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, wie wenig dazu gehöre, um die gebrechliche Brücke in das zu unseren Füßen

liegende Thal hinabzustürzen. Wir wußten ja, daß ein Theil der Schneebrücke über den Wasserfall des Lilien-Thals (Vallée du Lys) noch in der vorigen Nacht hinweggeschwemmt worden sey. Wir schlängelten so den Weg entlang, voller Erwartung, durch welches Wunder wir zu unserem Ziel gelangen würden; denn nie habe ich einen Durchgang gesehen, der so vollständig von allen Seiten versperret schien — bis zur letzten Viertelstunde schien die senkrechte Felsenwand sich jedem weiteren Vordringen zu widersetzen. Wir fuhrten fort hinaufzusteigen, bis wir zu einer Stelle gelangten, die, wie ich zu meinem Erstaunen vernahm, nur halben Weges war; ich konnte nicht begreifen, wie noch eine Stunde zur Erreichung des Gipfels nöthig seyn konnte, der mir doch ganz nahe schien. Der Pst Sobragarde, die höchste Spitze zur Rechten des Ports, lag jetzt gerade vor uns. Der Zugang zu ihm, sagte der Führer, ist nicht sehr schwierig, und man hat von dort eine herrliche Aussicht; der Gipfel ist, wenn der Schnee schmilzt, mit Rasen bedeckt. Die Montagnette liegt dem Passe gegenüber, und unter dem Schnee, von dem wir umringt waren, befanden sich vier bis fünf kleine Seen, die jetzt alle, mit Ausnahme eines einzigen, nicht überfrosen waren. Das Wasser über dem Schnee an ihren Rändern ist von einer schönen blauen Farbe. Wir hatten jetzt eine Probe von der Geschicklichkeit unserer Führer, indem sie uns längs eines kurzen, aber schmalen, mit Schnee bedeckten Pfades an einem Vorsprung im Felsen vorbei leiteten. Nachdem wir mit einiger Schwierigkeit einen Bergstrom durchwatet hatten, kamen wir zu einer so engen und steilen Passage durch den Schnee, daß wir es für besser hielten, abzustiegen; selbst zu Fuße war es ein gefährliches Unternehmen — ein falscher Schritt hätte uns in eine große Tiefe, vielleicht bis zum gefrorenen See, hinabgestürzt. Nichts konnte die Wildheit dieses Anblicks übertreffen; jede Spur der Vegetation war verschwunden — um uns her lagen Felsentrümmer, unter uns die öden kleinen Seen, zum Theil gefroren und mit Schnee bedeckt. — Wir erreichten den Felsen, der l'Homme genannt wird und im Winter dazu dient, um die Richtung des Hospizes zu bezeichnen. Dieses schien in einer unermesslichen Tiefe unter uns zu liegen, aber im Winter gleiten die Führer über den Schnee, mit großer Schnelligkeit und in einer unglaublich kurzen Zeit, von diesem Felsen hinab; sie stützen und balanziren sich mit einer Stange, deren Handhabung jedoch eine besondere Geschicklichkeit erfordert — denn wenn man einmal unterwegs ist, kann man nicht mehr inne halten, und der kleinste Fehltritt würde verderblich seyn. — Wir setzten unseren mühevollen Weg fort, während dessen uns die Sesseltäger und Pferde durch ihre Kraft und Ausdauer in Erstaunen setzten; endlich, als weiteres Vordringen unmöglich schien, bogen wir um einen Vorsprung und erblickten zwischen seinen majestätischen Pforten den „Port“ vor uns. Der Anblick ist hier zu fürchtbar, um pittoresk zu seyn, aber er ist wahrhaft erhaben; wir sahen auf den Pfad zurück, den wir verfolgt hatten, und konnten kaum begreifen, wie es möglich war, diese Reise zu vollbringen. Am Dreiviertel auf eils erreichten wir den Port de Venasque, wo wir nach allen unseren Anstrengungen nicht einmal eine kleine Plattform antrafen, indem der Bergpaß durch den schmalen Port nur eine Oberfläche von einigen Fußes darbietet. Von dort aus sahen wir nun hinab — hinab ging es auf beiden Seiten — auf beiden Seiten gleich gefährlich. Nichts hätte mich dazu vermögen können, auf demselben Weg zurückzukehren, den wir gekommen waren, und doch schien es auf der Spanischen Seite eben so schlimm. Ich sah nicht ein, wie wir es vermeiden konnten, geradezu in die tiefe Schlucht hinabzugleiten, die den Port de Venasque von dem wildschaurigsten aller Berge — der schneebedeckten, verfluchten, unbesteigbaren, fast unanschaulbaren Maledetta trennt. Letztere Kuppe ist die höchste der Pyrenäen — die höchste Bergspitze in Spanien oder Frankreich, und doch ist, wie ich glaube, ihr Riesenhaupt in keiner der entferntesten Ansichten zu gewahren, die man von den Pyrenäen erhält. Aber da lag sie. Wir betraten den Port, und obgleich in weiter Entfernung, schien die Maledetta plötzlich vor uns zu liegen.“ Port ist der Ausdruck, mit welchem die zahlreichen Bergpässe zwischen Frankreich und Spanien bezeichnet werden; viele von ihnen sind, so zu sagen, Einschnitte in der gigantischen Felsenmauer, die beide Länder von einander scheidet, und bilden, wie der Port de Venasque, eine so enge Oeffnung, daß ein Thor von mäßiger Größe als Schlagbaum dienen könnte.“

Ein Gegenstück zu dieser Schilderung ist der Bericht über einen Ausflug nach dem reizenden Lac de Gaube. „Wir machten uns“, heißt es, „um halb zehn Uhr auf den Weg; ich in einer Sänfte mit vier Trägern, W^{ooo} und der Führer zu Fuß. Die Kaskaden, bei denen wir vorüberkamen, sind die schönsten, die ich in den Pyrenäen gesehen habe, und die Gegend ist zum Theil äußerst malerisch. Die aromatischen Ausdünstungen der Fichten, die man hier neben anderen schönen Bäumen antrifft, mischen sich in die mannigfachen, stets so köstlichen Wohlgerüche der Waldungen, deren Colorit durch ihre dunkle Farbe belebt wird. Der Weg schlängelt sich längs des Bergstromes bis zum Pont d'Espagne, und Kaskade folgt auf Kaskade, wie es scheint, um durch ihren Niederschurz eine Reihfolge prächtiger Gemälde zu bilden. Die ganze Scene glich heute einem Feste. Der Schaum brachte überall zahlreiche Regenbogen hervor, die zwischen den Bäumen durchblickten, hinter welchen sich ein Wasserfall von ungewöhnlicher Größe verbarg; zuweilen liefen diese anmuthigen Bogen quer über unseren Pfad, und es gewährte mir eine kindische Freude, wenn ich von ihren lieblichen Farben umgeben wurde. Der Pont d'Espagne ist über eine tiefe und enge Felsenklüftung geworfen, durch welche die vereinigten Gaves — der Mercadouer und der aus dem Lac de Gaube — fließen. Eine Hütte, wo Erfrischungen zu haben sind, ist auf dem Felsen über diesem Paß erbaut. Jenseits desselben gingen wir durch den Pont de Joseph

*) In der Augsburger Allg. Zeitung vom 5. J. befindet sich ein interessanter Bericht über die Besteigung der Maledetta durch den Russischen Reisenden Platon v. Tschichatschev.

über den Gave de Mercadan und bekamen sodann den prächtigsten von diesen Wasserfällen zu Gesicht: es war in der That eines der erhabensten und seltensten Schaupiele, die ich je erblickt habe. Drei rauschende Gießbäche vereinigen sich auf dieser Stelle: der Gave du Lac de Gaube stürzt sich gerade vor uns von einer großen Höhe nieder; ein zweiter fällt etwas rechts von einer eben so bedeutenden Höhe, läuft aber spielend um Bäume und Klippen und bildet einen prächtigen Bogen, ehe er dem Gave du Gaube begegnet — dann werfen sie sich beide den senkrechten Abhang hinunter, dicht an dem Felsen, auf welchem wir standen, und verlieren sich in den schmalen und tiefen Abgrund. Uns etwas links wendend, ohne jedoch den Felsen zu verlassen, blickten wir nach einer Stelle, von wo aus ein donnerartiges Getöse erschallte, und gewahrten dort die Begegnung dieser vereinigten Ströme mit dem wüthenden Mercadan. Sie findet unten in einer schauerlichen Tiefe statt, und die drei Gießbäche prallen mit solcher Gewalt an einander, daß der Schaum hoch in die Luft aufspritzt und die ganze Umgegend von dem Stoß erbebt. Ihr feines Bett wird dann so schmal, daß man sich nicht zu erklären weiß, wie drei so gewaltige Ströme sich in eine so enge Spalte hineinzwängen können, und das Auge verfolgt mit Neugier ihren Ausgang und weiteren Lauf in dem entfernten Thal. Diese Scene ist wild und doch anmuthig: die Bäume wachsen in phantastischen Gestalten aus den Seiten der abschüssigen Felsen hervor, die den Paß bilden, über dessen Ende der Pont d'Espagne führt. Das Thal von Geret, zu welchem wir von Causerets aus hinaufsteigen, theilt sich hier in zwei Aeste: das zur Rechten ist das Thal von Mercadan, über welches der Weg nach Spanien durch die Bäder von Penticosa geht. Der Ort ist etwa fünf Stunden von diesem Orte entfernt und wird auf der Französischen Seite als eine ziemlich gute Straße geschildert; auf der Spanischen aber befindet sich ein sehr steiler Abhang.“

Unsere Verfasserin weiß die Sitten und Gebräuche der von ihr bereisten Länder mit eben so graphischem Pinsel zu zeichnen, wie die Naturscenen. Hier eine Skizze des Baskischen Landvolks, wo es auf seinen öffentlichen Zusammenkünften und Promenaden erscheint, wie die Männer weit mehr Sorgfalt auf ihren Pug verwenden, als die Frauen. „Viele trugen gestickte Westen und kurze Jacken von blauem Tuch, die auf den Ärmeln und dem Rücken mit Mustern verschiedenfarbigen Leders verziert waren; der hohe, konisch geformte Hut, der den Baskischen Landleuten eine eben so pittoreske als aristokratische Miene giebt, war mit Federn geschmückt, und der Mantel wurde, über die Schulter geworfen, mit echt Spanischer Grazie getragen. Einige Weiber der niedrigeren Klasse hatten zwar Unterröcke von hochrothem oder gelbem Tuch: die schwarze Mantilla bedeckte jedoch stets Hals und Schultern, und die gewöhnlichste Farbe unter den älteren Frauen war schwarz. An mehreren Punkten des Spazierweges war man mit Tänzen beschäftigt: zuweilen war der Handango, mit seiner lebhaften Begleitung von Castagnetten, in vollem Gang — am beliebtesten schien aber ein alter Baskischer Tanz, einer Gavotte ähnlich, deren ich mich als Kind zu erinnern weiß, worin der zierliche pas de Basque beständig vorkommt. Diesen führten sie mit vieler Leichtigkeit und Grazie aus.“

„Die feierliche, wohlstandige Entfernung, in der sich die Damen und Herren (aus den höheren Ständen nämlich) von einander halten, fand ich sehr belustigend. Sobald wir von Passages zurückkehrten und uns der Promenade näherten, kamen mir die hübschen Schwestern des Herrn J. entgegen, nahmen mich zwischen sich und paradierten mit mir auf und ab, während ihr Bruder mit W*** und einigen anderen Freunden in ehrerbietiger Distanz nachfolgte. Dieses dauerte den ganzen Abend, ohne daß ein Wort zwischen beiden Geschlechtern gewechselt wurde, obgleich, nach der ausdrucksvollen Sprache der dunklen Augen zu schließen, die aus den zierlichen Falten der schwarz-spigenen Mantillas hervorglänzten, und dem freudigen Lächeln, das die edlen Gesichtszüge einiger Jünglinge erleuchtete, als die Schönen bei ihnen vorüberzogen, sie einander nicht unbekannt waren. „Wann sprechen Sie denn mit diesen Herren, die so entzückt scheinen, Sie zu sehen!“ fragte ich ein hübsches, errotthendes, junges Mädchen, das sich unserer Gesellschaft angeschlossen hatte. — „Nur, wenn wir tanzen“, erwiderte sie. „Jener Caballero war mein Tänzer vorigen Sonntag auf dem Ball: er ist auch mein Better, aber er hat nie mit mir gesprochen, bis wir jenen Abend zusammentrafen, wo ich meinen ersten Ball besuchte.““

Zum Schluß noch ein Kontrast zwischen dem Französischen und Englischen Leben, oder vielmehr der Art, wie beide Völker das Leben zu genießen wissen. „Die Gesellschaft“, bemerkt Lady Chatterton, „ist hier (zu Caux Bonnes) sehr angenehm: wir haben mehrere Französische Familien getroffen, die ungemein artig und gesellig scheinen. Unserer gerühmten common sense (gefunden Vernunft) und Bescheidenheit ungeachtet, zeigen wir Engländer weniger Takt, uns in die Umstände zu schicken, als die Franzosen, die, so leichtsinnig sie auch seyn mögen, viel savoir-vivre besitzen — was am Ende doch die echte Weisheit ist. Sie verlangen nicht immer, da zu seyn, wo sie nicht sind, und das zu seyn, was sie nicht sind, sondern begnügen sich mit ihrem Alter und ihrer Stellung, oder scheinen sich wenigstens damit zu begnügen. Demzufolge verricht kein solches Bestreben vor, einer besonderen Clique in der Gesellschaft anzugehören; ältliche Damen lassen es sich gefallen, ihr eigenes graues Haar zu tragen und die wahren Freuden des Alters zu genießen, während junge Mädchen es sich gefallen lassen, junge Mädchen zu seyn, und in keiner Eile scheinen, ihre einfache, fast kindische Kleidung und ihre kleinen häuslichen Vergnügungen mit den ungewissen Freuden und größeren Vorrechten des Ehestandes zu vertauschen. Bei allen Klassen ist dasselbe zu bemerken:

der Bauer begnügt sich damit, Bauer zu seyn und sich als solcher zu kleiden — der Diensthote eben so; wogegen sich in England Jedermann bemüht, von einem Stande zu erscheinen, dem er nicht angehört.“

„Wir haben im Englischen kein Wort für savoir-vivre; wie viel drückt es aber nicht aus — ein ganzes Leben voll Glück und Geselligkeit! Die Engländer sollten hierüber nachdenken, denn sie haben von Natur kein savoir-vivre. Sie verstehen es nicht, instinktmäßig die Lebensweise zu ergreifen und zu verfolgen, die am meisten berechnet ist, sie selbst und Alles um sie her glücklich zu machen. Die Franzosen besitzen ohne Zweifel weit mehr von der nützlichen Kunst, das Leben zu genießen, und man trifft bei ihnen weit seltener mit lästigen, langweiligen Menschen zusammen, als in England. Kurz, man findet unter ihnen viel weniger von jener Nüchternheit und jenem anspruchsvollen Wesen, durch welche sich in unserem theuren Vaterlande die nächsten Nachbarn oft so lästig fallen.“

Mannigfaltiges.

— Sammlung Lateinischer Inschriften. In der Revue des deux Mondes liest man: „Der Preussische Staat und die Akademie zu Berlin unterstützen seit zwanzig Jahren die Erforschung und Sammlung der Griechischen Inschriften. In Frankreich hat es nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern ein nationales Interesse, daß eine möglichst vollständige Sammlung der Lateinischen Inschriften veranstaltet werde. Die Franzosen sind die größte der Romanischen Nationen, und sie haben am meisten ihren ursprünglichen Charakter bewahrt. Daher werden es die Französischen Gelehrten, so wie die Nation überhaupt, dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Billomain, danken, daß er eine Gesamt-Ausgabe aller bekannten Römischen Inschriften auf Kosten des Staates zu veranstalten beschlossen hat. Es sollen in dieselbe alle frühere Sammlungen, alle Spezial-Untersuchungen und zerstreute Dokumente, so wie die vielen noch ungedruckten Inschriften, welche man in neuerer Zeit in Algier entdeckt hat und noch täglich entdeckt, aufgenommen werden. Mit der Redaction sind die Herren Leclerc, Letronne und Patin beauftragt.“

— Gegenstück zu den Amerikanischen Schilderungen von Boz. Dickens' „Amerikanische Notizen“ haben eine angebliche Entgegnung aus Amerika herbeigerufen unter dem Titel: Change for the American Notes, in Briefen von London nach New-York, von einer Amerikanischen Dame. Es werden darin die Englischen Zustände derselben Kritik unterworfen, wie sie die Amerikanischen von Dickens erfahren haben. Doch will man in England bezweifeln, daß das Buch von einer Dame, ja daß es überhaupt Amerikanischen Ursprungs sey; gegen das Erstere sprechen die vielen Schilderungen der niedrigsten Schaupläge und Vorgänge im Londoner Leben, besonders die eines Ginpallastes, gegen das Zweite die vertraute Bekanntschaft mit dem Englischen Leben überhaupt und besonders mit der Sprache des gemeinen Volks, die das Buch verräth. Es ist daher sehr möglich, daß ein Engländer selbst diese Maske benützt habe, um seinen Landsleuten recht derb die Wahrheit zu sagen und ihnen zu zeigen, daß sie keinesweges Ursache haben, die Amerikaner, wie sie von Dickens geschildert worden, über die Achsel anzusehen.

— Der Chinesische Minister Elyuh. Elyuh, dessen Name als einer der vornehmsten Chinesischen Diplomaten, die den Friedens-Traktat mit England unterhandelten, in letzter Zeit oft genannt wurde, ist bekanntlich vor kurzem mit Tode abgegangen. In dem neuesten der vielen über den nun beendigten Anglo-Chinesischen Krieg erschienenen Werke (Closing Events of the Campaign in China, by Capt Looh) findet sich unter Anderem auch eine Schilderung dieses Ministers, die wir unseren Lesern mittheilen wollen. „Elyuh mag zwischen sechzig und siebzig Jahre zählen; er ist ein wohlbeleibter, stämmiger, alter Herr von gutmüthigem Aeußeren, mit einem festen Gang und gerader Haltung. Von seinen Geistesgaben hatten wir anfangs eine ungünstige Meinung; als jedoch die Unterhandlungen begannen, verlor sich sein scheinbarer Stumpf sinn, und er zeigte große Lebhaftigkeit, nebst einem bedeutenden Grade von Schlaueit und Beobachtungstalent. Er trug ein dunkelfarbiges, seidenes Gewand ohne Stickerei, mit einer gelben Schärpe, zur Bezeichnung seiner hohen Abkunft, und eine Sommermütze mit einer Pfauenfeder und undurchsichtigen rothen Kugel. Der Rang, den er bekleidete, war der eines bevollmächtigten kaiserlichen Commissaires — Kin-tschai-pin i ping-sze-ta-tschin, wörtlich: „kaiserlich ernannter, geeigneter, zur Geschäftsführung befähigter, großer Minister“. Wenn Ki-ying den ewigen Dank seiner Landsleute verdient, so hat der arme Elyuh ein eben so großes Recht auf den unfrigen, da er dem Major Anstruther und anderen Engländern mit Gefährdung seiner eigenen Popularität das Leben rettete und allen Kriegsgefangenen, die ihm in die Hände fielen, unveränderte Güte und Sorgfalt erwies. Diese Menschlichkeit erregte am Ende den Argwohn seines Herrn, der ihn in Folge dessen von seiner Stelle als Gouverneur der Provinz Tsin-to absetzte. Elyuh ist ein Tatar des kaiserlichen Geschlechts Hong-tai-tse (wörtlich: des rothen Gürtels), und seine Titel sind wie folgt: Mandarin vom ersten Rang und Knopfe (Taou-yih-ping-tang-tai); berechtigt, die Pfauenfeder zu tragen (Nwa-ling); General-Statthalter von Tschapu; ehemaliger Vice-König von Tsin-to (Tsin-ko-tju-fu-tang) und Mitglied des Geheimen Rathes (Njui-ko-tschung-tang).“